Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung".

Nummer 21. **Sonntag, den 27. Mai 1917.** Erscheint wöchentlich.

Ein Geist!

Pfingstgedanken von Walther Nithack-Stahn.

(Nachdruck verboten.)

„Und da der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmütig beieinander . . ." Alle! Die aus Kleinasien, Griechenland, Aegypten, Rom, Arier und Semiten, Männer, deren Väter vor Zeus oder Isis gekniet oder vor Jehova — einmütig! Ein Herz und eine Seele! Klingt's nicht wie fromme Sage, nein, wie bittere Ironie? „Pfingsten, das liebliche Fest ist gekommen", so hebt unser Dichter an, um in einem Tierepos zu schildern, wie die niederen Kreaturen sich befehden und am Ende die Schlauheit des Fuchses den Sieg gewinnt. Wahrlich, wenn man jetzt in die Blätterwelt hineinschaut — nicht die maiengrüne, sondern die schwarz-weiße, bedruckte, auf der Krieg und abermals Krieg verzeichnet steht: es sieht in Wort und Bild beinahe so aus, als wäre die Erde hinter das Zeitalter zurückgesunken, wo die ersten Menschen auf den Plan traten; wo Raubtierzahn und -kralle, schleichende Mordlust, Ungestüme an Leibesgewalt den Kampf ums Dasein kämpften! Nichts ist Kinderspiel war das im Vergleich zu dem Riesenkraftaufwand dieses Menschheitskrieges, vor dem die alten Titanen, ja, die Olympischen selber wehrlos ihre Waffen gestreckt haben würden!

Da läuten die Pfingstglocken zum dritten Male über das Völkergetümmel hin: „Seid einig, einig, einig!" . . . Und als Antwort darauf rüsten sich die Staaten des Erdballs zum letzten, unerhörten Waffengange. Wohl wendet man gegen solche Erinnerungen ein: Nur keine Jeremiasklagen jetzt über die Schlechtigkeit der Welt! Wir können nichts dafür. In das Unausweichliche soll man sich mannhaft schicken. Wer darüber jammert, bessert nichts, sondern schwächt nur den hochnötigen Mut, ohne den wir den immer neu zuwachsenden Gegnern nicht die Stirn bieten können! Aber es soll auch nicht nutzlos geklagt werden — nicht einmal angeklagt. Im hart umlagerten Troja gab es ein Götterbild, das in gefahrvollen Zeiten dem Volke gezeigt wurde. Wer es raubte, nahm der Stadt Heil und Segen, nahm ihr die Gnade des Himmels und die Hoffnung auf den Sieg. Was ist unser Palladium? Ist's nicht der Glaube an den fortschreitenden Sieg des Rechtes und der Vernunft in der Menschenwelt?

Einigkeit aller Menschen — ein Hirngespinst: so wird uns immer wieder entgegengehalten: „Ein Traum, und nicht einmal ein schöner Traum!" Ist es nicht eben unser Glück, daß wir von Natur nicht eins sind, also wohl auch nicht sein sollen? Ist nicht die Quelle alles Lebens, aller Entwicklung das Gegeneinanderstreben verschieden gearteter Menschenneigentümlichkeiten, die sich nicht nur einzelpersönlich, sondern auch in Rassen und Völkern ausprägen? Dächte man sich diese Mannigfaltigkeit ausgelöscht — die Menschheit könnte sich getrost begraben lassen! Und ist Einigkeit immer ein sittliches Gut? Es gibt auch „Frieden, den die Furie stiftet", schnöder Eigennutz kann zur Verbrüderung führen, auch Räuber und Diebe halten Kameradschaft.

Wohlan, reden wir nicht von Einigkeit, sondern von Einmütigkeit. Nicht, daß wir die Völker und die Individuen in einen sentimentalen Brei zusammenrühren wollten — höchstes Glück der Erdenkinder ist und bleibt ausgeneißeltes Eigenwesen, Selbständigkeit, urwüchsige Besonderheit. Und doch, das schließt nicht aus, sondern ist gerade die Vorbedingung zum Einswerden im Geist.

Ohne Zweifel ist für uns Deutsche das größte Erlebnis dieser Notzeit unsere innere Geschlossenheit. Trotz aller tiefgründigen Verschiedenheit der Stämme und Stände, trotz allen sozialen Klüften und Gräben, Sitten und Vorurteilen, Interessen und Lebenzielen. Wohl hat es die Langwierigkeit des Krieges mit sich gebracht, daß die innerlichen Spannungen im Volke sich wieder zeigen, daß in die anfängliche Einstimmigkeit sich abweichende Töne mischen. Aber es ist undenkbar und hieße an jedem seelischen Kriegsgewinn verzweifeln, wollten wir diese erlebte Tatsache je vergessen: ein Leib und ein Geist sind wir! Ein Organismus! Aus einem Mutterschoße erwachsen, Kinder eines Blutes. Erben einer Geschichte! Wehe dem, der Bande des Blutes freventlich mißachtet! Bruderblut schreit zum Himmel. Wohl kann dieses Gesetz der Gemeinschaft übertreten werden, seit alters hat die Unnatur sich je und je auf Erden ausgetobt. Ist nicht die deutsche Geschichte eine einzige Tragödie des Bruderzwistes gewesen? Nun fühlen wir mit geradezu körperlicher Gewalt, daß wir aufeinander angewiesen sind. Ja, dieses Solidaritätsgefühl hat sich erweitert, indem es sich auf Länder erstreckt, mit denen wir uns auf Gedeih und Verderb, nicht nur für diese Kriegszeit, verbunden wissen. Wo aber sind die Grenzen dieses Verwandtschaftsgefühles? Sind es die Gräben und Zäune, die gegenwärtig gezogen sind, und deren nur zeitweilige Gültigkeit die Geschichte immer wieder lehrt?

Was die alte Pfingstgeschichte prophetisch kündet, ist dies: gemeinsam ist uns allen der Geist. Zwar gerade das scheint heute widerlegt zu sein. Wir können zueinander nicht kommen, verstehen uns nicht — wir Volksgenossen, geschweige wir mit den da draußen und gegenüber. Abgründe scheinen zwischen uns aufgerissen. Und doch haben wir etwas Gemeinsames: Die Tafeln der Gesetzgebung mit dem „Du sollst!" darauf. Es gibt kein Völkerrecht mehr, sagt man übertreibend. Aber zum mindesten gibt es doch Menschenrecht; kein Volk und kein Einzelner steht jenseits von Gut und Böse, mag er sich auch danach gebärden. Er unterliegt dem sittlichen Urteil und trägt vor dem Gewissen der Menschheit die Folgen seiner Uebertretungen.

Darum haben auch alle, die unter der Sonne leben, ein und denselben Beruf. Zwar folgt aus der Wesenseigentümlichkeit des Menschen sein besonderer Lebenszweck; so hat auch jedes Volk kraft seiner Eigenart Aufgaben zu erfüllen, durch die es sich als wertvoll, ja unersetzlich ausweist. So zeigt es die Geschichte, wenn man sie ohne Zorn und Eifer studiert. Aber über das spezifisch Deutsche, Englische, Russische hinaus gibt es das allmenschliche Daseinsziel, sich in der Richtung auf ein Reich zu entwickeln, in dem das Gute nicht nur aus Zwang, sondern aus innerer Notwendigkeit geübt wird. Dahin bewegen sich, trotz aller Hemmungen, die getrennt marschierenden Menschheitsheere.

Wir glauben das, weil wir — und das ist das stärkste Einigungsband — an einen Weltwillen über und in uns glauben. Freilich ist dieser Glaube scheinbar absurd zu einer Zeit, wo schier die gesamte Erdbevölkerung gegeneinander wütet, Christen gegen Christen, dazu hüben und drüben Bekenner und Leugner alles möglichen Glaubens. Aber was ändert das an der Ueberzeugung, daß die Welt eines Geistes voll ist? Bestreiten sich doch auch in unserem Menschenhirn die Gedanken und Empfindungen, ohne daß die Einheit des Bewußtseins dadurch aufgehoben ist.

Die Weltgeschichte ist ein brausender Strom mit Wirbeln, Strudeln, Wasserstürzen, so gewundenen Laufes, daß jeden Tag das Unwahrscheinlichste geschehen kann. Alles fließt. Völkerbünde von heute können morgen in das Gegenteil umschlagen, Revolutionen stellen eine tausendjährige Vergangenheit auf den Kopf! Und doch bewegt diesen Strom eine einheitliche Kraft, wie in der Natur das Wasser den Mittelpunkt der Erde sucht. Dieselbe Kraft, die Sternsysteme rollt, entstehen und vergehen macht. Wir haben diesen ewigen Geist, ob wir es glauben oder nicht — vielmehr, er hat uns. Es gilt nur, daß wir uns auf uns selbst besinnen. Je mehr wir alle dessen inne werden, desto einmütiger werden wir sein.

Wann wird „der Tag der Pfingsten erfüllet" sein? Wir können den Gang der Weltenuhr nicht berechnen, aber uns dünkt, es hat eine große Stunde geschlagen. Dieser Krieg ist nicht das letzte Wort der Geschichte. Vielleicht, daß gerade er dazu dienen muß, der Einigkeit alles Menschlichen den Weg zu bereiten — wie einst aus dem Blute eines Unschuldigen eine Saat des Friedens erwuchs!

Der singende Wald.

Von Björn Björnson*)

Wir hatten Aufenthalt in Bonn, der Beethoven-Stadt. Wir kamen von Grafenwerth — der kleinen Insel, die den Sommer hindurch ein einziges Blumenfest ist.

Aber jetzt wollten wir auf die Berge — und so kamen wir nach Rosenau — hoch oben über allen Wäldern. Die Bäume standen so dicht — so dicht, daß sie den Talgrund füllten. Wir sahen nur die hellen Laubkronen, die sich zusammenballten und gegen die Höhe emporschwollen.

Tief unten zur Rechten floß der Rhein —. Breit und sicher — —.

Oben auf den spitzen Kämmen lag eine Burg. Ja — hier war das alte romantische Land — von dem man in seiner Jugend geträumt hat.

Und alles war, wie es sein sollte, und die Sonne lag golden darüber — und weit hinten die Eifelberge blauviolett. Nur die Jaghörner fehlten und Hundgebell —.

Aber was war das?
Wir hörten es singen?
Ueberall drunten in den Wäldern —.
Jetzt hier — jetzt dort —.
Wir sahen ja niemanden.
Mädchenstimmen —?
Und von dort Stimmen junger Männer —?
Der ganze Wald sang.
Und es gab ein Echo wie unter einer unendlich großen Kuppel.

Neben uns stand ein junges Weib. Sie war schlank und blond. Wir hatten zusammen gesprochen.

„Wer singt da?"
„Die Jugend," antwortete sie.
„Sie ist draußen und feiert Pfingsten."
„Und da singen sie"
„Als ob es in der friedlichsten Zeit wäre?"
„Ja — wie in der friedlichsten Zeit," sagte sie. „Sie tun es nicht, weil sie vergessen. — Nicht aus leichtsinnigem Uebermut — nein, — es ist, weil sie so stark in ihrem Glauben sind —, ihrem Glauben an unsere Zukunft. Den kann ihnen keiner nehmen. Darum können sie singen."

Dann sagte sie die einfachen Worte, die wir so oft gehört hatten — aber in dieser Stimmung, an diesem weihevollen Pfingstabend — und so wie sie die Worte sprach — so einfach — ergriffen sie uns. Ihre Augen wurden blank — fast dem Weinen nah — sie wandte sich ganz uns zu:

„Ich will es Ihnen sagen — wir Deutschen sind ein besseres Volk, als man von uns denkt —."

Es bebte etwas um ihren Mund — aber sie lächelte und grüßte. Und dann ging sie — —. Wir blieben stehen und lauschten dem singenden Walde.

Er hatte die Jugend da unter sich gehen, unter seinem Frühlingslaub.

All das erzählte ich meinem Freunde. —
Er antwortete nicht.
Er setzte sich nur nieder und fing ganz leise an, die ersten Takte des großen Chors in Beethoven Neunter Symphonie zu spielen. Ueber Schillers herrliche Worte:

„Seid umschlungen Millionen — —"
„Du — hör', noch eins —"
Er nickte —. „Ja"

„Ich habe in einem Märchen von einem flammenden Herzen gelesen — von dem flammenden Herzen einer Mutter, das sich in der Dunkelheit zeigte — damit die suchenden Kinder den rechten Weg fanden. Der Abgrund war dicht in der Nähe — —.

Ein solches Herz haben wir nötig —.
Wie lange, glaubst Du, müssen wir darauf warten?"

Aber er setzte mit ganzer Kraft ein — breit und volltönend. Die Orgel brauste.

Es war, als hörte ich einen großen Chorus:
„Alle Menschen werden Brüder . . ."

*) Aus dem in Kürze bei Oesterheld u. Co., Berlin erscheinenden Buche von Björn Björnson „Vom deutschen Wesen", Impressionen eines Stammverwandten 1914/17. mit einer Vorrede von Gerhart Hauptmann.

Der gute Onkel Kasimir.

Skizze von Hans Ratonek.

(Nachdruck verboten.)

Irgendwo bei Treppin herum in der Mark lebte Kasimir Schwiebus das beschauliche Dasein eines kleinen Landwirts. Sein Hof lag abseits vom großen Verkehr. Mitten in der weiten Stille der Heide stand das weiße Viereck der Wirtschaftsgebäude, und wenn der Rauch mittags aus dem Schornstein emporringelte und die Fensterscheiben im Sonnenlicht blitzelten, war es, als ob ein vergnügter, stiller Mensch hier im Grase liege und die Pfeife schmauche.

So eine grundgute, beschauliche Natur war nun Kasimir Schwiebus in der Tat. Er lebte zufrieden, wie nur ein Mensch der im Einklang ist mit Gott und der Kreatur, freute sich der Sonne, wenn sie schien, und des Regens wenn es regnete. Die paar Menschen, die mit ihm arbeiteten, waren sein einziger Umgang. Es war mit der Zeit viel von seiner kindlichen Güte auf sie übergegangen, ja alle Dinge, die in seinem kleinen Kreise lebten, schienen irgendwie von ihr bestrahlt und alles gedieh unter seinem guten warmen Lächeln zum Segen. Das war nicht immer gewesen. Schwiebus hatte sich hart mit dem Leben herumschlagen müssen, ehe er das langerstrebte Ziel erreicht hatte: auf der eigenen Scholle leben zu können. Noch jetzt, nach vielen Jahren, wurde Schwiebus in nachdenksamen Stunden von tiefstem Dankgefühl warm durchbebt, daß es ihm so geglückt war, und daß die trübe Welt so weit, weit hinter ihm lag, überwunden wie ein böses Tier.

Kasimir Schwiebus besaß keinerlei Anhang. Von seiner Verwandtschaft wußte er so gut wie nichts. Sein Leben lang war er einsam gewesen und niemand hatte sich um ihn gekümmert. Und doch lebten zahlreiche Sprossen vom Stamme der Schwiebusse, die von seiner Existenz viel genauer unterrichtet waren, als er von den ihren.

Es war in der Zeit der argen Knappheit, der Not-Brot- und etlicher Dutzend anderer Karten. Da kam eines Tages jemand querfeldein geschritten, spähenden Auges, die karierte Hose hoch aufgestülpt — denn es goß in Strömen — an den gelben Schuhen pfundschwere Lehmschollen.

Kasimir Schwiebus saß in der Stube und las, als der Fremde, von dem mehr gutmütigen als aggressiven Hundegebell, begleitet, eintrat. Die Gestalt in der Tür breitete die Arme aus, legte den Kopf zärtlich auf die Seite und rief: „Onkel Kasimir, kennste mir nich wieda, ick bin doch der Justav Schwiebus, weeste denn nich —, ick bin doch der Sohn vom Vetter deiner Tante Kornelia!" —

Kasimir erhob sich mit einem verschämten Lächeln (weil er sich nicht gleich entsinnen konnte . . .), legte sich in die ausgebreiteten Arme des Ankömmlings und war herzlich und aufrichtig erfreut, einen Schwiebus bei sich zu sehen, wenn er sich auch über den Grad der Verwandtschaft durchaus nicht im klaren war.

Gustav Schwiebus ließ sich alles trefflich schmecken, was Onkel Kasimir auftrug. Aber das allein war nicht der Zweck seines Besuches. Nachdem er sich den Mund schmatzend abgewischt hatte, machte er eine Pause, seufzte und legte los:

„Weeste, Onkel Kasimir, wat die Frau Kneppke is in der Invalidenstraße, det is nämlich ene jeborne Schwiebus und meine arme Schwesta; ihr Mann is der Tischlermester Kneppke in der Invalidenstraße. Na und siehste, Onkel Kasimir, die arme Frau hat enen janzen Haufen Föhren, und da hab ick mir jedacht, fährste mal 'raus zu Onkel Kasimir und frachst ihn, ob er det jute Herz hat, zwe von de Kinderchen for einije Zeit zu sich zu nehmen — na und weil du doch finf Kihe hast und Schweine und Jeflügels und allerhand son ökonomischen Kram, da hab'n mer uns jedacht, det wer'n Sejen für die Frau Kneppke, jeborene Schwiebus, weil wir nämlich diese Dinga in Berlin absolutemang nicht haben tun — —"

Kasimir Schwiebus war mit Freuden bereit, die Kinder bei sich aufzunehmen und ihnen rote Wangen anzufüttern. Die armen Kinderchen! Wie leid es ihm tat, daß er bis jetzt nichts für sie getan hatte. Aber er entschuldigte sich innerlich damit, daß er ja erst heute von der Existenz blutsverwandter Schwiebusse Kenntnis erhalten hatte.

Gustav Schwiebus fuhr mit einem großen Korb voll ländlicher Köstlichkeiten beladen, sehr vergnügt heimwärts. Det hätt'n wa mal nich schlecht jedeichselt. Frau Kneppke wird sich freuen, daß ihre Föhren in so jute Pansjong kommen, die nischt kosten tut. Und det Moos, det ick von Kneppke dafir krieje! Justav, det war ene jute Idee von dich, det du dir an diesen dämlichen Kasimir erinnert hast. Nötig haben's die Kneppkes ja nich, ihre zwe Rangen aus dem Haus zu jeben, der Kneppke verdient mächtijes Moos! Aber warum soll man den ollen Kasimir nich 'n bißken anbohren, wenn et Jeld einbringt?

In der weitverzweigten, in Berlin ansässigen Sippschaft der Schwiebusse verbreitete sich sehr rasch die Kunde von

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19170527033/fragment/page=0001

dem von Gustad entdeckten Onkel Kasimir. Da lebte also, man denke, ein richtiggehender Gutsbesitzer Kasimir Schwiebus mutterseelenallein irgendwo bei Trebbin, und die „Familie" wußte gar nichts davon! Alle Schwiebusse waren plötzlich davon durchdrungen, daß Kasimir „ihr Onkel" sei. So einen Onkel zu haben, draußen auf dem Land, und es nicht zu wissen — —: die Schwiebusse nahmen sich vor, das Versäumte nach Kräften nachzuholen.

Kasimirs stiller Hof lag mit einem Male nicht mehr vereinsamt da. Ganz abgesehen von den Rangen des Herrn Kneppke, die einen Heidenlärm und täglich neuen Unfug vollführten, war da ein beständiges Kommen und Gehen von Neffen und Nichten und Vettern aller möglichen und unmöglichen Grade. Oft waren es nur harmlose Besuche, die mit ein paar Stückchen Butter und einem halben Dutzend Eiern vergnügt wieder abzogen. Aber auch in schwerer wiegenden Angelegenheiten wurde Onkel Kasimir angegangen; man setzte in seine Kraft das größte Vertrauen und war des festen Glaubens, daß ihm dank jener begehrten Dinge, die man in Berlin nur noch vom Hörensagen kannte, nichts unmöglich sei. Und überall half Onkel Kasimir, sei es, daß er mit einem großmächtigen Korb ländlicher Produkte persönlich in die Stadt fuhr, um bei Professor Lüdhausen vorzusprechen, ob denn der Schüler Paul Schwiebus in Anbetracht der Umstände nicht doch noch versetzt werden könnte . . . . wobei er besagten Korb versehentlich im Sprechzimmer stehen ließ; sei es, daß er dem einen oder anderen ungeratenen Schwiebus mit ähnlichen Nachdruck zu einer kaufmännischen Lehrstelle verhalf. Wo es in der Familie Schwiebus etwas zu schlichten und zu ordnen gab, wurde Onkel Kasimirs Rat eingeholt, und Onkel Kasimir tat, was er tun konnte, — und was kann man heutzutage mit einem Sack schönen Mehles, mit ein paar Kannen Sahne und etlichen Pfund Butter nicht alles erreichen!

Auf Onkel Kasimirs Hof war jetzt ständiger Hochbetrieb. Menschen und Vieh gaben ihr Aeußerstes her. Und immer höher schwollen die Ansprüche, je gütiger das Lächeln auf seinem Gesichte lag. Und immer gütiger, hilfloser und fast ein wenig traurig lächelte sein glattes Kindergesicht. Er konnte ganz einfach nicht „nein" sagen. Er war diesem unvorgesehenen Ansturm, den das Leben auf seinen stillen Hof hinausblies, einfach nicht gewachsen. Wenn einer mit seufzendem Augenaufschlag „der gute Onkel Kasimir" sagte, dann schmolz er dahin und kam sich des zärtlichen Wortes ganz unwürdig vor. Aber seine Leute murrten innerlich. Und das unaufhörliche, drohende Knurren des Hundes Karo konnte kein Zuruf seines Herrn bändigen.

Es lebten jetzt ständig einige Schwiebusse draußen bei Onkel Kasimir, denn bald nach der ersten Freude der Entdeckung hatte sich grimmige Mißgunst und Habgier bei ihnen eingestellt, so daß die Schwiebusse einen permanenten Ueberwachungsdienst einrichteten, um zu kontrollieren, ob der eine nicht mehr wegtrüge als der andere.

Die Wirtschaft litt entsetzlich unter dieser wüsten Belagerung. Kasimir war so gut wie ausgeschlachtet, und die Schwiebusse teilten sich in die Herrschaft oder stritten sich vielmehr um sie. Da geschah es, daß eine neue Gestalt auf dem Landsitz derer von Schwiebus auftauchte. Es war ein gewisses Fräulein Amalia Schwiebus, die ebenfalls von Kasimir Schwiebus in Trebbin Kenntnis erhalten hatte. Aber zum Erstaunen der anwesenden Schwiebusse begrüßte sie den Besitzer des Hofes nicht mit dem zärtlichen Ausruf „Lieber Onkel Kasimir", sondern setzte ganz sachlich und bescheiden auseinander, daß sie hergekommen wäre, um etliche Kleinigkeiten für die Familienpension, in der sie als Stütze tätig sei, einzukaufen. Dabei holte sie ihre Geldtasche hervor, äußerte ihre Wünsche, fragte nach dem Preis und legte eine Banknote auf den Tisch.

Kasimir Schwiebus war verwirrt. Durch die Reihe der mißraunisch lauernden Schwiebusse ging eine murrende Welle des Mißfallens und der Bestürzung. Sofort witterte man in der Neuangekommenen einen gefährlichen Widersacher, Kasimir sagte, daß die Angelegenheit ja bis morgen Zeit habe, da Fräulein Amalia heute ohnehin keinen Zug zur Rückfahrt erreichen könne. So blieb Amalia Schwiebus auf Kasimirs Hof und ließ ihre klugen grauen Augen bedächtig über Menschen und Dinge schweifen. Verstohlen blieb ihr Blick bisweilen auf Kasimirs Gesicht haften, und ein verstehendes Lächeln huschte über ihr Antlitz, wenn sie sich die tuschelnden Leute ansah, die immer um ihn herum waren wie Fliegen um ein Stück Kuchen.

Unauffällig begann sie, da und dort nach dem Rechten zu sehen, was unter der Sippe eine derartige Erregung hervorrief, daß sie mit einem Male alle zusammenstanden wie ein Mann. Mit der reichen Erfahrung ihrer einundzwanzig Lenze erkannte Fräulein Schwiebus, daß diese Wirtschaft unfehlbar dem Ruin überliefert war, wenn der Karren nicht rechtzeitig aus dem Sumpf gehoben würde. Aber das ging über ihre Kräfte. Und Herrn Schwiebus den Rat zu geben, die Schmarotzer an seiner unerschöpflichen Güte abzuschütteln, — das wagte sie nicht aus einer unerklärlichen Scheu. Sie hätte es als eine Aufdringlichkeit empfunden, die man falsch auslegen konnte; nein, nein — schon bei dem bloßen Gedanken wurde sie über und über rot. Ueberhies begann es schon unter den Schwiebussen hämisch zu zischeln. Sie war die Zielscheibe aller möglichen Anfeindungen — es schien ihr das Beste, das Feld zu räumen. Im Herzen aber tat es ihr doch weh, Kasimir so hilflos und den Ausbeutern preisgegeben zurücklassen.

Als sie sich am Mittag des nächsten Tages von ihm verabschiedete, bemerkte sie einen plötzlichen Ausdruck aufrichtiger Bestürzung, der über sein klares, gütiges Gesicht huschte und wie ein Schatten liegen blieb. Er hielt ihre Hand fest, die sie ihm gereicht hatte.

„Fräulein Amalia, nun wollen Sie wieder abreisen — und ich habe doch Ihre Anwesenheit so wohltuend, so ungemein wohltuend empfunden. Wollen Sie ihren alten Onkel wirklich allein lassen?"

„Ihre liebe Verwandschaft bleibt doch bei Ihnen, Herr Schwiebus."

„Das ist ja richtig, das ist ja richtig", entgegnete Kasimir mit stiller Bedenklichkeit, „— aber sagen Sie mir, Amalia, warum nennen gerade Sie mich nicht Onkel Kasimir?"

„Weil ich nicht glaube, dazu ein Recht zu haben, Herr Schwiebus; denn unsere Verwandschaft ist von so unkontrollierbarer Weitläufigkeit, daß Ihre Onkelschaft in meinem Falle durchaus nicht erwiesen ist."

„Das mag ja sein", sagte er mit einem bewundernden Blick für ihre offenherzige Schärfe", das mag ja sein — aber wenn Sie auch nicht meine Nichte sind, so — könnten — Sie — ja — doch — bei — mir — bleiben —, falls ich Ihnen nicht zu dumm und zu alt bin — vielleicht — als — meine — Frau."

Die Worte waren wie automatisch aus ihm herausgekommen, zögernd vor Schüchternheit, die er überwand, indem er Amalia starren Auges ansah und dann den Blick niederschlug, fassungslos auf ihre Antwort wartend, wie auf eine Entscheidung über Leben und Tod.

Aber Fräulein Schwiebus sagte gar nichts, nur ihre Hand zuckte heiß in der seinen.

Da zog er sie an sich und sagte nichts weiter als: „Du bleibst bei mir, nicht wahr, du bleibst bei mir!"

So fand sie die Schwiebus-Sippe, die dem verdächtigen Fernsein der beiden nachgeschlichen war. Ihr höhnisches Lachen schreckte das Paar auseinander. Keifende Worte hagelten auf Amalia nieder. Man versuchte, sich Kasimirs zu bemächtigen und ihn zu überzeugen, daß ihn dieses „Frauenzimmer" aus Eigensucht und Berechnung „umgarne".

Da sagte Amalia mit bebender, aber ruhiger Stimme: „Kasimir, dulde nicht, daß diese Leute mich beschimpfen, die überdies noch deine Güte schamlos mißbrauchen!"

Da reckte sich Kasimir Schwiebus mit einem Male um einen Kopf höher, stieß einen leisen Pfiff durch die Zähne, und in sein kindlich-weiches Gesicht kam ein guter, gesunder Zug männlichen Zorns, rötete es, bis es fast ein wenig beängstigend zinnoberrot war — und dann stieß, wie ein Dampfstrahl, ein befreiendes Wort, ein einziges nur, aus ihm hervor.

„Hinaus!"

Die Schwiebus wichen sich wie unter einem Peitschenhieb. — Butter und Wurst mochten sie ihm wegtragen, seine Güte hatte es geduldet, aber seine Braut, seine Braut, durften sie nicht beschimpfen, da hörte seine Güte auf, da mußte er, wenn er ein Mann war, dazwischenfahren, das war seine Pflicht als ihr Beschützer — — —

„Hinaus!"

Da drückten sie sich mit giftigen Blicke fort; zogen durch das große Lattentor, und lustig bellte Karo noch lange hinter den Abziehenden her, die fluchend dem fernen Bahnhof zustrebten.

Bunte Zeitung.

Kinder.

Von Karl Ewald.

(Nachdruck verboten.)

Dienstag bekam Karl das Scharlachfieber und Mittwoch kam die Reihe an Else. Sie lagen im Kinderzimmer und niemand durfte zu ihnen, am allerwenigsten Hans. Der Doktor kam jeden Tag, die Gardinen waren herabgelassen und alles war furchtbar feierlich. Am Abend nahm die Mutter Hans zu sich und erklärte es ihm: es würde viele Tage dauern, ehe Karl und Else wieder heraus könnten, denn Scharlach sei eine sehr ansteckende Krankheit; so ansteckend, daß niemand von ihren Tellern und mit ihren Löffeln essen, niemand sich mit ihrem Schwamm waschen und ihrem Handtuch abtrocknen dürfe. Hans wurde unmäßig bekümmert; er starrte auf die geschlossene Tür und durfte sich ihr nicht nähern; er lauschte, aber kein Laut drang heraus.

Die Zeit verging, und die beiden begannen sich zu erholen. Hans konnte hören, wie sie lachten und lärmten. Es wurden ihnen Malkästen, Bilder und Zinnsoldaten gekauft, sie bekamen Beefsteaks mit Spiegeleiern, Porter und Wein. Einmal lugte Hans durch das Schlüsselloch und sah, daß sie am Tisch saßen, malten und es vortrefflich hatten.

„Sind sie gesund?" fragte er.

„Es geht ihnen besser," sagte die Mutter, „aber der Ausschlag schält sich und ist jetzt am ansteckendsten. Wir müssen deshalb ganz besonders auf dich achten."

Hans lag in seinem Bett und dachte daran. Er schlief ein und träumte von Beefsteaks mit Spiegeleiern, Malkästen und Zinnsoldaten. Gleich darauf erwachte er wieder und grübelte.

Als es tiefe Nacht war und alle im Hause schlummerten, stand er auf, stahl sich auf nackten Füßen zur Tür, öffnete sie und schlüpfte hinein. Da lagen Karl und Else und schliefen süß. Auf dem Tisch standen die Malkästen und Zinnsoldaten.

Er ging zum Waschtisch, nahm ihren Schwamm, wusch sich tüchtig, trocknete sich mit ihrem Handtuch ab und schlich zurück in sein Bett und schlief voll froher Hoffnung und mit leichten Träumen wieder ein!

Seltsame Pfingstheiligen.

Das Pfingstfest hat im deutschen Volksleben von altersher tiefen Eindruck hinterlassen. Es hat nicht nur eine Unzahl von ernsten und heiteren Sitten und Bräuchen bewirkt, sondern auch eine Reihe sprachlicher Neubildungen veranlaßt, in denen sich zum großen Teil viel Uebermut und Witz ausleben. Der Spitz- und Spottnamen, die allein zum deutschen Pfingstfest geschaffen wurden, sind eine stattliche Menge. Es sind gar seltsame Heilige darunter. Am bekanntesten sind die Pfingstlümmel, Pfingstkarr, Pfingstbötel usw. für alle diejenigen, die am Pfingstsonntag zuletzt aus den Federn kriechen. Es sind dies also die Pfingstlilvester. Auch bei den verschiedenen Wettstreiten zu Pfingsten gibt es sonderbare Bezeichnungen. Der zuletzt austreibende Hirt heißt in Mecklenburg „Dauschlepper", der zweite „Müggensteker", der dritte „König". Im Köslimer Kreise heißt der erste Bauer, der am Pfingsttag das Tor aufmacht, „Heckaknarra", der zweite „Dauschlepa", der letzte „Fiffrükk". In Lauenburg gibt es in dieser Reihenfolge einen „Maandkarr", einen „Poggenfüter", ein „Sünnenkalf", ein „Grütlichöttel", ein „Pfingstkarr". In Silberg an der Perse einen „Nachtrawen", einen „Sneellecker", einen „Fuckenstroiper", „Dachslaeper" und „Pinkestiß". Der Pferdejunge, der zuerst auf der Weide war, erhielt den Namen „Dämelstriks". Im Kreise Bochum nannte man den Hirten, der zuletzt austrieb, den „Pingst- oder Pemmenbuck", an der oberen Lenne „Pinkstbamel" und „Snaallübber", südlich der Rothaar „Pfingstmutzer", in der Mark „Pfingstkäfer", in Schönwerth bei Gronlich „Freschgründer". Er mußte früher tatsächlich einem Frosch die Haut abziehen. In der Südheide gibt es einen „Fischermeier" zu Pfingsten, der in Grün gekleidet wurde, im Boldecker- und Knesebecker Land „Kumfungens", die mit Wacholderreis geschmückt wurden. In den Kreisen Gebweiler und Molsheim geht der „Pingliesel" um, im Thüringischen der „Maikönig", in Pfaffenheim der „Pfingstlütteri", im Emsland das „Pfingsterblömken". Die Reihe ließe sich noch beliebig vermehren.

Seltsame Vogelnester.

Zu den schönsten und lehrreichsten Naturbeobachtungen zählt der Anblick eines Vogels, der gerade mit seinem Nestbau beschäftigt ist. Allerdings sind nicht alle Vögel geschickte und sorgfältig arbeitende Baumeister. Es gibt sogar zahlreiche Vögel, die sich überhaupt gar nicht die Mühe machen, ein Nest zu bauen, so manche in der Nähe des Meeres lebenden Vögel, die einfach ihre Eier auf den flachen Boden zwischen Steine legen. Die meisten Vögel jedoch sind bestrebt, ihr Nest mit einiger Behaglichkeit auszustatten, wozu sich merkwürdigerweise bei manchen sogar ein gewisser Schönheitssinn gesellt. Wie sollte man es auch anders nennen, wenn man zum Beispiel die Nester einiger tropischer Vogelarten mit Muscheln, bunten Federn u. dergl. geschmückt findet, oder wenn die syrische Spechtmeise ihr Nest mit schillernden Insektenflügeln besteckt? Im Zoologischen Garten in Berlin fand man vor einigen Jahren ein Finkennest vollständig mit Fünfpfennigstücken durchsetzt, während ein im Jahre 1907 aufgefundenes, gleichfalls von Finken gebautes Nest ganz aus weißglänzenden Weidenkätzchen hergestellt war. Ein anderer Vogel bedeckte sein Nest über und über mit blühenden Vergißmeinnichten, jedenfalls ein schönerer Nestschmuck als der des indischen Fliegenschnäppers, der alle abgeworfenen Schlangenhäute, die er in seiner Umgebung findet, sammelt und in sein Nest schleppt.

Der Schutzengel.

Ein kleines Mädchen, so erzählt ein amerikanisches Blatt, machte mit seinen Eltern eine Reise im Schlafwagen und sträubte sich heftig, sich in eines der oberen Betten legen zu lassen. Endlich ließ sich die Kleine durch die Erklärung beruhigen, daß ihr nichts geschehen könne, da Vater, Mutter und ihr Schutzengel über sie wachen würden. Sie ließ sich also zu Bett bringen. Auch die anderen Passagiere des Abteils hatten sich schon zur Ruhe begeben, als ein hohes Stimmchen rief: „Mutti!" — „Ja, mein Liebling?" — „Bist du da, Mutti?" — „Ja, ich bin hier. Schlaf nur." — „Ist Vater auch da?" — „Ja, hier bin ich. Sei nun artig und schlaf schön ein." — Dieses Gespräch wiederholte sich in kurzen Zwischenräumen, bis endlich einer der Mitreisenden im Schlafe gestört wurde, die Geduld verlor und ausrief: „Ja, du ungezogener Balg! Wir sind alle hier. Vater und Mutter und Bruder und Schwester und Onkels und Tanten und Vettern, alle miteinander. Aber schlaf jetzt endlich!" Nach diesem Ausspruch entstand eine kurze Pause. Dann flüsterte das Kinderstimmchen ängstlich: „Mutti!" — „Nun, was willst du noch?" — „Ist das eben mein Schutzengel gewesen?"

Das „chiffrierte" Telegramm.

Das Armeekommando telegraphierte an die Division: „Nummern verfügbarer Kraftfahrzeuge sofort mitteilen."

Die Division antwortete gehorsam und prompt: „11 80 13 939 27 551 44 007 68 490. Divisionskommando."

Diese Depesche geriet natürlich dem Hauptmann Neidinger in die Hände, der ja alle Depeschen zu dechiffrieren hat, und Exzellenz las eine Stunde später voll Erstaunen: „Koreanische Kaiserfamilie durch Torpedovolltreffer nächst Steier in Oberösterreich mit Rindschmalz verlobt."

Vorsorglich hatte Hauptmann Neidinger darunter angemerkt: „? Rückfrage an Division rätlich, da Mißverständnis nicht ausgeschlossen." (Simplizissimus.)

Preis-Rätsel.

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 20:

Kopenhage	n
Odysseu	s
Euphra	t
Nigeri	a
Indie	n
Give	r
Kad	i
Ora	n

König Konstantin.

Richtige Lösungen sandten rechtzeitig ein:

Richard Cohn, Grotefend (Hannover), Helmut Friedrich, Martin Mäder, Otto Schaefer, Elfriede Schellenberger, Lucie Heindorf, Charlotte Hoffmann, Lotte Beaujot, Franz Heiser, P. Heinze, Werner Kirsten, Frau Erdmute Kaselitz, Rosa Tresslus, Else Röhr, Frau Maria Mühlbach, Paul Müller, P. Schlicht, Edmund Zuchold, Wilhelm Wiewea, Gertrud u. Charlotte Sochtig, Dr. Schmidt (Heidelberg), Frau Häsler (Schaffstädt), Käthe Breitter, Helmut Bohmeyer, Frau Anna Okto (Dölau), Mith. Creuzberg, Paul Goeschke (Merschwitz), H. Liebe (Artern), Alfred Hoenow (Diemitz), Walter Kühne (Laubegast), Käthe Wieweg, Gustav Grunicke, Martha Schumann (Rügenwalde), Werner Jentsch (Osterfeld), Hanna Ebel, Frau Magde Kühnhold, Helmut Helfricht, Kurt Hartwig, Gertrud Voigt, Alfred Karsch, Eberhard Müller, Herbert Ziegeler (Corbetha), A. Jöst, Max Bornschlegell, Wilhelm Marthausen (im Felde), Johanna Krajewski, Martin Haberkorn, Ernst Recke (Eisleben), Frieda Biehle (Bennstedt), Fritz u. Kurt Linke (Merseburg), L. Mensel, Gertrud Kretzmann, Rudolf Pelz, Hans Keller, Ella Bastian (Ermsleben), Lotte John (Naumburg), Frau Marie Dienstck (Gräfenhainichen), Max Wilke (Dienitz), H. Sachse (Freckleben), W. Jahn, G. Göhre, R. Tzschl (Stassfurt), Martha Busse, Fahrer Oskar Stegmann (Ohrdruf), Elise Schröter, Heinz Müller, Marie Müller, Walter Plath, Horst Schwarze, Erich Heintze, Helene Köcke, Liselotte Graefe, Olga Schade, Frau Marie Ludwig, Helene Landmann,

Preis erhielt Richard Cohn, und zwar:

Deutsch-Ostafrikas Einzel- und Dauergrenzen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19170527033/fragment/page=0002